

Julius Gömbös, der kleine Musreißer

Aus der Kindheit des Ministerpräsidenten

Von Dr. Josef Révay

Zu Weihnachten erschien im Verlag der Franklin-Gesellschaft Dr. Josef Révays Werk: „Julius Gömbös, sein Leben und seine Politik“. Dem glänzend geschriebenen kräftigen und reich illustrierten Band läßt Franz Herczeg ein meisterliches Vorwort vorangehen. Das Buch stellt Julius Gömbös an der Hand von Originaldaten von seinem schwäbischen Tolnaer Geburtsort Murga an bis zum Osner Palais des Ministerpräsidiums dar und gibt gleichzeitig in schillernden und bewegten Bildern die Geschichte Ungarns aus der Nachkriegszeit. Der hervorragende Autor hat uns in die Lage versetzt, aus dem ersten Kapitel seines Werkes einige Stellen verwenden zu dürfen.

Das ist Murga — schließt der Autor seine farbenprächtige Beschreibung des Ortes —, das halb evangelische, halb katholische, vollends deutschsprachige und vollends ungarisch fühlende Murga. Nun läßt er die Kindheit des Ministerpräsidenten durch dessen Mutter schildern.

... Ghula fühlte sich prächtig unter den schwäbischen Kindern und stellte auch nicht selten seine Kinderstreichere an. Wiewohl er doch der Sohn des Herrn Lehrers war, zog er sich von den Bauernkindern überhaupt nicht zurück, war auch nicht stolz darauf, sondern bloß auf den Umstand, daß er sich aus eigenen Kräften über sie erheben konnte. Gewiß, sein Vater machte auch keine Ausnahmen mit ihm. Er war auf seine eigene Kraft und Geschicklichkeit angewiesen, wenn er sich bei seinen abgehärteten und tapferen Kameraden Ansehen sichern wollte. Und das wollte er eben. Wenn es eine Meinungsverschiedenheit mit den Knaben gab — und das gab es immer —, ruhte er nicht, bis er sie von seinem Recht in Güte oder mit Kraft überzeugt und seinem Willen Geltung verschafft hatte. Es ist nur natürlich, daß die Keilereien auf der Tagesordnung waren, und daß sich der kleine Ghula ausgiebig an ihnen beteiligte. Er war ein hagerer, doch kräftiger Junge, erschraak auch vor den größeren Burschen nicht, so daß er sie bald unter sich hatte und in allem ihr Kommandant wurde. Der Murgaer Feldhüter, Konrad Bräutigam, der sein Schulkamerad war, erzählt, daß in allen Fragen stets Ghula dirigierte, praktischer und geschickter war er als alle übrigen. Einmal machten die Knaben Pferdgeschirre, um Wagen und Pferdchen zu spielen; die Bauernkinder wußten doch hiebei wohl Bescheid, aber Ghula ließ sie nicht nach der gewohnten Art arbeiten, sondern zwang sie zur Anwendung neuer Griffe, zwang sie dazu, die Geschirre anders herzustellen, als sie es von ihren Vätern und Großvätern gesehen hatten. Die deutsche Sprache bildete kein Hindernis dabei, denn er beherrschte sie genau so gut wie die Murgaer, deren Ahnen sich vor 200 Jahren aus Württemberg hier angesiedelt hatten und immer nur Deutsch sprachen.

Seine Geschwister liebte er sehr, nur wollte er auch sie in allem dirigieren; er gab viel darauf, das äl-

ste Kind in der Familie zu sein. Wenn er sich im Rechte fühlte, gab er um keinen Preis nach — und er hatte immer recht. Hierbei kam es natürlich niemals zu größeren Komplikationen, weil er seine Eltern liebte und ein gehorsamer, braver Junge war; dem elterlichen Willen widersetzte er sich niemals hartnäckig. Die Mutter gesteht hier mit einem sanften Lächeln, daß ihr Ghula trotzdem viel zu schaffen gab — wie jeder Junge, fügt sie mildernd hinzu —, eben wegen seines festen Willens. Seine größte Leidenschaft war das Erklettern der Bäume und welche Mutter würde wegen der halbbrecherischen Zerstreungen ihres Bubens nicht zittern? Er strebte immer hoch hinaus — erzählt die Mutter und erhebt die spielerischen Kinderstreichere ihres Sohnes zu Symbolen stolzer Mutterliebe. Er hatte immer eine Peitsche, die das Zeichen seiner Macht war, sein Szepter, sein Marschallstab. Strahlende Symbole, von Mutterliebe vergoldet.

Eine eigentümliche Erscheinung im Leben des kleinen Ghula ist, daß er immer hinaus strebte, immer den engen Rahmen des Familienkreises sprengen wollte und sich nach Selbstständigkeit sehnte. Dies zeigte sich schon mit anderthalb Jahren. Er konnte kaum trippeln und verließ sich auf einen Tag aus dem Hause. In der Nachbarschaft wurde alles von oben nach unten gefehrt: vergeblich. Nach Stunden erst brachte ihn ein alter Bauer aus der Gemarkung des Dorfes nach Hause. Der Junge wollte zu seinem Vater

in den Weingarten. Nun paßte man besser auf ihn auf, doch vergeblich. Im Alter von drei Jahren war er wieder verschwunden. Diesmal war die Sache ernster, zumindest erschreckender: im Hofe der Lanthe Kelli wurde sein Gut am Brunnenengeländer gefunden, wo er ihn zufällig vergessen hatte. Es wurde in bängigen Stunden überall nach ihm gesucht, bis ihn endlich seine Mutter auf dem Hansberg fand, wohin er durchgebrannt war, um zu rodeln. Er stand auf dem Berg, mit vor Kälte rotgebeiztem Gesicht. Er winkte die Mutter zu sich hinauf, bekam dort in entfesselter Angst seine Rügen und die Warnung, solche gefährliche Ausflüge zu unterlassen. Der kleine Ghula erklärte hierauf mit großem Ernst:

— Aber mir kann ja doch nichts geschehen. Siehst du den Heuschöber dort unten, wenn ich herunterpurzle, falle ich dorthin. Sei nicht böse, daß ich weg bin, wenn ich groß werde, wird ja ein Führer aus mir und ich heirate dich dann.

Da riß die Mutter das Kind an ihren Busen, bedeckte es mit Küssen und wenn sie jetzt an den frostigen, aufgewühlten Wintertag zurückdenkt, an den schneebedeckten Hansberg, an das pikareske Kind: es treten ihr die Tränen in die Augen und über ihr Herz ergießt sich die Wärme des Mythos.

Im Alter von vier Jahren erwählte Ghula oft, daß er gerne Kuhhirt werden möchte, weil er da die Kühe verkaufen könnte und es käme viel Geld ins Haus. Wieder kommt sein Gang zur Selbstständigkeit zum Durchbruch: er ging ohne Wissen der Eltern Schafe hüten. Als man ihn in der Gemarkung fand, machte er sich mit überlegenem Selbstbewußtsein eben um eine Schafherde zu schaffen.

Bei stöckendem Stuhlgang und überschüssiger Magensäure leidet das sehr milde, natürliche „Franz-Josef“-Bitterwasser die im Magen und Darm angesammelten Rückstände der Verdauung ab und verhütet in vielen Fällen die Entstehung von Blinddarmentzündungen. In der ärztlichen Berufstätigkeit wird das Franz-Josef-Wasser bei Männern, Frauen und Kindern mit vollem Erfolg angewendet.

bedeuten wird. Altosen wird aber auch seines romantischen Reizes beraubt werden.

Wie es besser auf der Zunge liegt

Wir gucken in die Häuser der deutschsprachigen Familien Altosens. Die Alten sprechen miteinander Deutsch — noch immer den lebenswürdigen Dialekt, der dem Weanerrischen so ähnlich klingt. Die Eltern sprechen zumeist Deutsch zu ihren Kindern, diese antworten mal Deutsch, mal Ungarisch. Wie es gerade besser auf der Zunge liegt. Wollen nämlich die Kinder etwas erzählen, das eines reicheren Wortschatzes bedarf, so gebrauchen sie die ungarische Sprache. Fast jedes nicht allzu häufige Wort drücken sie ungarisch aus. In der Schule lernen sie Ungarisch, mit ihren Spielkameraden sprechen sie Ungarisch, da ist eben der Gebrauch der deutschen Sprache daheim zu wenig.

Die Kinder der deutschsprachigen Familien der Franzstadt und der Josefstadt verstehen wohl die deutsche Sprache ihrer Eltern, sie sprechen aber ausschließlich Ungarisch. Die Generation, die in den letzten fünfzehn Jahren heranwuchs, ist durchaus ungarisch. Dasselbe gilt für jene alten Budapester jüdischen Familien, die sich fast immer der deutschen Sprache bedienten. Mit der Großmutter, dem Großvater sprechen noch die Kinder Deutsch, mit den Eltern nur ungarisch.

Nicht nur für die Eltern in all diesen Familien, denen die deutsche Sprache ein Stück ihres eigenen Ichs ist, ist es bitter, daß ihre Kinder nicht mehr die eigene Muttersprache sprechen, sondern es ist auch für diese junge Generation höchst nachteilig, daß sie sich der deutschen Sprache entfremdet. Die Eltern bemühen sich, diesen Nachteil auszumerzen. Sie drücken den Kindern deutsche Bücher, deutsche Zeitungen in die Hand. Den Kindern sind aber oft die gotischen Buchstaben ungewohnt und fremd, weil sie doch alles um sich in lateinischen Lettern sehen. Die Eltern mühten sich eben der Mühe unterziehen und selbst für die Pflege der deutschen Sprache im Kreise der Familie Sorge tragen. Es dürfte kein Tag vergehen, ohne daß das Kind seinen deutschen Vokabelstudium studiert. Daß die Tageszeitung des Deutschungarns, das Neue Politische Volksblatt, für diesen Zweck besonders geeignet ist, haben auch namhafte ungarische Pädagogen anerkannt, die das Volksblatt in ungarische Mittelschulen als Lektüre einführen.

Deutschsprachige Frauen

in der überwiegenden Mehrzahl

Von den beinahe 40.000 Budapester deutscher Muttersprache sind 5000 Seelen österreichische und 2146 reichsdeutsche Staatsangehörige. Auch der Großteil der 8600 polnischen Staatsbürger ist deutscher Muttersprache, denn es sind z. F.

40.000 Budapester

deutscher Muttersprache

Die Wandlungen in den letzten fünfzehn Jahren

Fünfzehn Jahre sind es her, daß Ungarn die Ehe mit Oesterreich löste, in der wir gezwungenermaßen die — Pantoffelhelden waren. Unsere Selbstständigkeit mußten wir zwar teuer bezahlen, doch der Gewinn ist nicht zu leugnen: die wahre Hauptstadt Ungarns ist endgültig nicht mehr Wien, sondern Budapest. Jenes Budapest, das Menschengeschlechter hindurch von Oesterreich als ein Vorort Wiens betrachtet wurde. Das alte Ofen-Pest war im großen Ganzen deutsch. Die zum Bewußtsein gekommene ungarische Sprache forderte aber ihre Rechte und drang auch in der Hauptstadt siegreich immer weiter vor. Seit Beginn dieses Jahrhunderts verlor die deutsche Sprache ihre Stellung nach und nach. Nun sind es aber fünfzehn Jahre her, daß Budapest in der Praxis restlos ungarisch wurde. Trotzdem hat die Pflege der deutschen Sprache nicht nur ihre Berechtigung, sondern einen hohen moralischen und kulturellen Wert.

Viele alte deutsche Familien verschwinden im Ungarnum

Die natürlichsten Träger der deutschen Sprachkultur sind natürlich die Budapester deutscher Muttersprache. Diese lassen sich in drei Kategorien einteilen: die seit Generationen hier

lebenden Familien, die Staatsangehörigen Oesterreichs und Deutschlands und die eingewanderten Ostjuden.

Die ersteren sind der Magyarisierung am stärksten unterworfen. Während die ältere Generation mit ungebrochener Treue an der deutschen Sprache festhält, kann sie es kaum verhindern, daß ihre Nachkommen gänzlich die ungarische Sprache gebrauchen. Die alten christlichen Budapester Familien deutscher Muttersprache wohnen bekanntlich zu überwiegendem Teil in Altosen, in der Franzstadt und in der Josefstadt. Ja in Altosen gibt es heute noch alte Leute, die überhaupt nicht ungarisch sprechen können. Altosen, das so isoliert von der pulsierenden Stadt liegt und das noch immer seine kleinstädtische Romantik bewahrt hat, kann eine solche Sprachinsel bilden. Je mehr aber dieser Stadteil dem Getriebe der Innenstadt näherkommt, umso mehr verliert das Deutschtum an Boden. Es ist keine Übertreibung, wenn hier behauptet wird, daß die in Aussicht genommene Errichtung der Altosener Brücke, die Ujpest — diese durchwegs ungarische Industriestadt — mit Altosen verbinden wird, für die Verwendung der deutschen Sprache in Budapest einen empfindlichen Schlag

Bei Nieren-, Harn-, Blasen- und Mastdarmleiden lindert das natürliche „Franz-Josef“-Bitterwasser auch heftige Stuhlbeschwerden in kurzer Zeit. Krankenzugzeugnisse bestätigen, daß das Franz-Josef-Wasser, infolge seiner schmerzlos erleichternden Wirkung, für alt und jung zu fortgesetztem Gebrauche besonders gut geeignet ist.

Die geflüchteten Juden. Die hiesigen Oesterreicher und Deutschen sind die einzigen, die in der Hauptstadt deutsche Geselligkeit pflegen. Es gibt Tischgesellschaften, den Geselligkeitsverein „Eintracht“, den Deutschen Männerchor, einen deutschen Turnverein, und als umfassendste Organisationen den Verein der Reichsdeutschen und den Verein der Oesterreicher, der alljährlich das große Alpenfest für die Oesterreicher und Deutschen veranstaltet. Leider muß hier bemerkt werden, daß die deutschsprachigen Ungarn in Budapest keine Kulturvereine besitzen, wie es in früherer Zeit viele gab. Das einzige, das sie zusammenbringt, sind die deutschsprachigen Gottesdienste, die jeden Sonntag sowohl in katholischen als auch in protestantischen Kirchen abgehalten werden und sich eines recht zahlreichen Besuches erfreuen.

Interessant ist es, daß es in Budapest doppelt so viel Frauen deutscher Muttersprache als Männer gibt. Es wohnen hier 13.000 Männer, jedoch mehr als 25.000 Frauen deutscher Zunge. Woran dies liegt? Vor allem daran, daß zahlreiche Witwen ehemaliger Staatsbeamten und Offiziere, die als Oesterreicher in ungarischen Diensten standen, ihre Pension in Budapest beziehen. Gewiß spielen aber auch die etwa 3—4000 deutschen und österreichischen Erzieherinnen mit. Die meisten Deutschsprachigen wohnen im VII. Bezirk (4860), dann folgt der VIII. Bezirk (4503), III. Bezirk (4091). Die Wenigsten wohnen im IV. Bezirk (1172). In Pest wohnen 25.906 Budapestener deutscher Muttersprache, in Ofen 12.554.

Wenn auch die Zukunft der Budapestener Familien deutscher Muttersprache vom Standpunkte der Erhaltung ihrer Traditionen nicht vielversprechend ist, geht die deutsche Sprache als Fremdsprache, die die Kultur des Westens vermittelt, unabweisbar einer Blütezeit entgegen.

Stefan Raffah.

Venezuela feiert seine Wiedergeburt

Eben begingen die Vereinigten Staaten von Venezuela den fünf- und zwanzigjährigen Erinnerungstag an den Beginn der nationalen, politischen und wirtschaftlichen Wiedergeburt Venezuelas, die seither eine ständige Entwicklung nach aufwärts bedeutete. Das Hauptverdienst für diese glückliche Entwicklung von Venezuela, einem Land ohne Schulden und ohne Arbeitslosigkeit, gebührt dem Präsidenten Benemerito General Juan Vicente Gomez, der von Beweisen der Liebe und Verehrung des Volkes umgeben wird. In Wien sind die Vereinigten Staaten von Venezuela durch den Generalkonsul Carlos B. Figueredo vertreten, der sich lebhaft bemüht, die Handelsbeziehungen zwischen seinem Lande und Oesterreich auszubauen.

Arenzzug eines Bayern ins Heilige Land



Dieser bejahrte Bayer befindet sich gemäß einem Gelübde auf einer Wanderung nach Jerusalem; auf seinem beschwerlichen Fußweg trägt er ein großes Holzkreuz mit sich. Unser Bild zeigt ihn in der palästinensischen Hafenstadt Haifa.

Im Geiste des Christentums

Von Stefan Wachtler

Das Christentum ist felsenfest gebaut; diesem Bau muß sich die ganze Welt, die gesamte Menschheit anschließen. Alle Einrichtungen der Welt, alle Wirkungen und Anstrengungen der Gesamtmenschheit haben an diesem großen Bau weiter zu arbeiten, müssen den Geist des Christentums als Führergedanken anerkennen.

Die heutige verirrte, übelvolle Welt hat in ihrem gegenwärtigen Gefüge aufzuhören, eine neue Welt muß erstehen, in der das Schalten und Walten der Menschheit vom Geist des Christentums beherrscht wird.

In der alten Welt sind wir moralisch, wirtschaftlich und sozial eben darum so tief gesunken, weil wir den Geist des Christentums aus der Welt hinausgeschafft haben, die Lehren des wahren Evangeliums mit Füßen traten.

Die Welt ist voll von Schmerzen, Elend und Not, die Menschheit hat viele Leiden und viel Ungemach zu ertragen, weil sie vom starken Fels des Glaubens losgerissen wurde. Die Welt ist in ihrem Bestehen erschüttert, die Menschheit klammert sich nicht stark genug an diesen Fels, darum zerfällt alles in Trümmer.

Der Bau des Christentums geriet ins Wanken, drohte zu stürzen. Zwischen Gott und der Menschheit ist eine klaffende Tiefe entstanden, aus der nur Schicksalsschläge empor tauchen.

Trianon lastet auf uns, weil dort die Friedensverträge mit Ausschaltung christlicher Auffassung geschlossen wurden.

Das Los der Welt richtet sich nach dem Verhalten zum Christentum. Je mehr sich die Welt vom dem Christentum entfernt, desto schwerer und unsicherer kann sie die wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnisse des Lebens befriedigen, ja sie wird immer mehr und mehr dem Elend und zuletzt dem Untergang anheimfallen.

Die Welt ohne Geist des Christentums muß verschwinden, muß unter-

gehen und eine neue Welt erfüllt und durchglüht von den Lehren des christlichen Geistes muß kommen.

Diese neue Welt muß der geplagten, gepeinigten Menschheit Frieden und eine schönere Zukunft bringen... In dieser neuen Welt soll das Christentum eine Frohbotschaft sein, deren Friede und Freude allen Menschen gilt, die guten Willens sind.

Die Menschheit sehnt sich aus den Schatten des Lebens auf die sonnige Seite. Der Geist des Christentums meidet den Klassenkampf, gibt jedem, was ihm gebührt, gibt menschenwürdige Lebensmöglichkeit und nach der verrichteten Arbeit den gebührenden Nutzen. Betrachten wir nur die biblischen Gleichnisse, die der Gründer des Christentums, der Weltherrscher, gesprochen hat!

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß keine Weltmacht, keine noch so großzügige Weltkonferenz uns das zurückbringen kann, was wir verloren haben, sondern nur Arbeit, christliche Sitten, der tiefe Geist des Christentums. Alle Versuche, um die Lage der Menschheit zu verbessern, mißlingen. Zugrunde gegangen sind mächtige Reiche und große Völker verschwanden, weil sie ohne den Geist des Christentums leben wollten.

Die neue Welt muß im Geiste des wahren Evangeliums eine Vertiefung der guten Sitten und eine Verinnerlichung des frommen Lebens anstreben. Das Christentum muß als felsenfeste Ueberzeugung im Leben und in den Taten der Menschheit aufgehen; das Christentum darf kein leerer Wortschall bleiben.

Wollen wir unserer Nation, unserem Land und Reich eine schönere Zukunft sichern, so kann dies nur im Geiste des Evangeliums erreicht werden. Die Stärke des Christentums ankert in der brüderlichen Einigkeit und Einheit, auf welchen Eigenschaften allein das Leben eines Volkes, einer Nation uner-schütterlich und heilbringend bestehen kann.



A karácsony hozza meg az Ön szerencsését

VEGYEN

M. Kir. Állami sorsjeggyel

Huzás:

már december 29-én

Főnyeremény:

40.000 P

Ezenkívül

17 ezer különböző nyeremény

Sorsjegy ára:

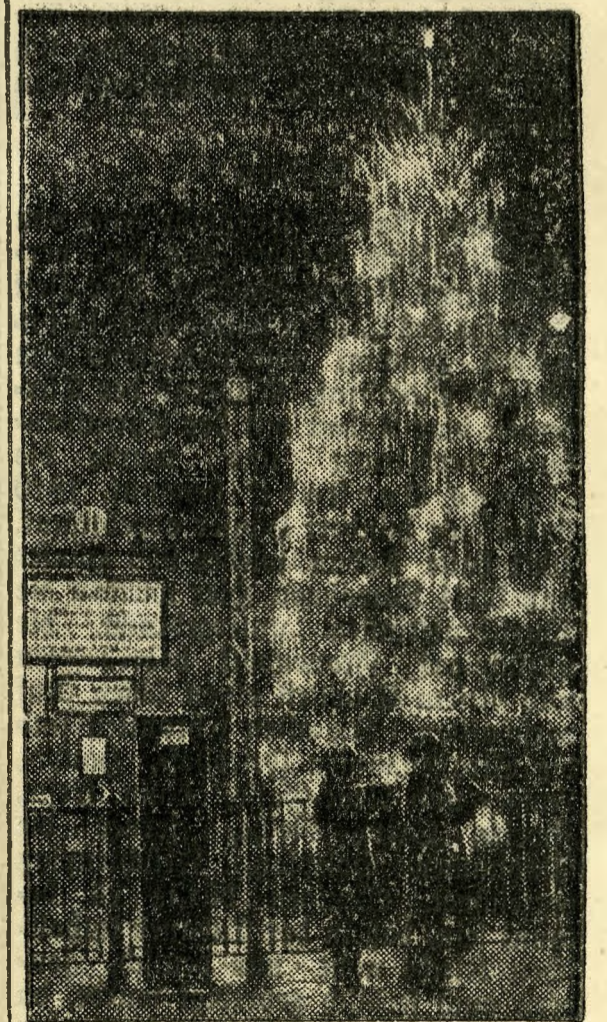
Egész P 3.— Fel P 1.50

Még kapható minden bank- és sorsjegyüzletben, dohánytözsceben s.b.

Ma, karácsony este próbáljon szerencsét. Próba — szerencse!

An die Rückkehr zum Christentum ist die zukünftige wirtschaftliche und soziale Wohlfahrt unseres Landes geknüpft, der Abfall bedeutet allgemeine Zerrüttung.

Nur im Geiste des Christentums, im großen Gottesgedanken, können wir an der Behebung der traurigen Verhältnisse mit Erfolg arbeiten und eine glücklichere Zukunft erwarten!



Weihnachtsbaum in vollem Lichterschmuck auf einem Berliner Bahnhof

Einen überaus sinnigen Gedanken verwirklicht die deutsche Reichsbahnverwaltung jedes Jahr zu Weihnachten. Auf den Großbahnhöfen werden riesige Weihnachtsbäume aufgestellt, die allen denen, die in den Festtagen auf der Bahn liegen müssen, wenigstens einen Abglanz der Weihnachtsstimmung vermitteln.

Ofen-Pest vor 100 Jahren

Altosen

In Altosen sah es vor hundert Jahren kaum anders aus, als jetzt. Es hatte 700 ebenerdige Häuser, in den Hauptstraßen einige Stockhoch. Herborngewand war das Präsektoratshaus und in der Straße gegen Szentes stand der sechsstöckige Bau der Webereifabrik Filatorium, von hier der Name Filatoridamm. 80 Arbeiter wurden hier beschäftigt, die hochwertigste Seide erzeugten. Auf den Weinbergen stand wie jetzt, das Kleinmariazeller Kloster mit der seither umgebauten Trinitarierkirche.

Einstige Chronisten hoben wiederholt die Schönheit der Altosener Synagoge hervor, in der die damals größte jüdische Gemeinde des Landes betete. Es soll die schönste Synagoge der Monarchie gewesen sein. An beiden Seiten des Bethauses befand sich die Vorläuferin des jetzigen Jüdischen Spitals, ein Hospital mit zwei Zimmern, darin 16 Betten.

Altosen hatte vor 100 Jahren 7376 Bewohner, 4000 Katholiken, 20 Lutheraner, 145 Reformierte und 3210 Juden. Altosen war eigentlich nur das jüdische Quartier, da die Juden in Pest weder Eigentum erwerben, noch nützlich durften. Für die Nützlichmachung mußten sie 24 Kreuzer an Steuer bezahlen. Ihr eigentliches Leben vollzog sich trotzdem in Pest, wo sie Handel betrieben.

Aquincum war schon längst entdeckt, und Erzherzog Karl Franz nannte die einstige Römerstadt bei seinem Besuch im Jahre 1820 das ungarische Herculaneum. Die Römerstadt dürfte seinerzeit 80 bis 100.000 Bewohner gehabt haben.

Welch einfaches Leben die Urgroßväter der hiesigen Altosener geführt haben mochten, geht aus einer zeitgenössischen Verordnung des Altosener Stadtrates hervor. Man beriet über die Notwendigkeit einer Straßensauberehaltung. Der Verkehr sei zur Nachteil in den holprigen Altosener Gassen lebensgefährlich. Die weisen Stadtväter zogen sich mit dem einfachen Satz aus der Klemme:

„Ein anständiger Mensch bleibt bei Ausbruch der Dämmerung schon sittsam bei seinem Weiblein, und wer sich das Genick bricht, der verdient kein besseres Los.“

Taban

Taban, das im Frühjahr ganz von der Wildflut verschwinden soll, verdient einen kleinen Nachruf. Zur Zeit Ludwigs des Großen wurde es Leprepesth genannt und unterstand dem Pesther Magistrat. Während der Türkenzeit war Taban mit der Christinenstadt verheiratet und wurde die „Lange Vorstadt“ genannt. 1810 sind einige hundert Häuser abgebrannt. 1821 hatte Taban wieder 956 Häuser und 5384 Bewohner. Hier wurden die Würstbräterinnen untergebracht, die unzuchtiges Frauenvolk beherbergten und diesem Stadtteil einen üblen Ruf verschafften. In alten Chroniken sind die Straßennamen Friedhof-, Haupt-, Lange- und Neue-Gasse, dann Erste, Zweite, Dritte Reihe, ferner die Platznamen Holzplatz, Früchtenplatz verzeichnet. Wenigen dürfte es bekannt sein, daß in der Tabaner katholischen Kirche nicht nur deutsch, sondern auch serbisch gepredigt wurde, da die eingewanderten Karlsen in großer Zahl zum Katholizismus übergetreten sind. Zwischen Deutschen und Serben gab es ein ständiges Wettkämpfen um den größeren Einfluß, und bei kirchlichen Prozessionen kam es nicht selten zu Schlägereien, weil keine Partei der anderen Fahne den Vortritt überlassen wollte. Die Nachkommen der Tabaner Winzer und Sauer (so hießen die Weingartenarbeiter) sind bereits von Pest verschlungen worden.

Pest

Im Jahre 1820 hatte Pest 47.000 Einwohner. Debrecen war ungefähr

ebenso groß. Die Zahl der Männer war etwas höher, als die der Weiber. Daraus ist zu schließen, daß die Einwanderung sehr groß war. Es gab wohl kaum eine Familie, die seit drei Generationen hier lebte. Die Einwanderung kam aus Siebenbürgen, Oesterreich, Böhmen, Mähren, der Steiermark, Tirol, aus Bayern, Schwaben, Sachsen, Rheinland, Lothringen, aus der Schweiz, aus Italien und Frankreich. Der Schmelzriegel, der hier eine einheitliche, wenigstens annähernd einheitliche Rasse schaffen sollte, hieß: Prosperität.

Pest war das Goldland für die bereits überfüllten Länder des Westens, und ein Eldorado für die Balkanrassen

Die Stadttore, das Hatvaner-Tor, das Weizner-Tor und das Süd-Tor mit der Rondele standen noch. Die Stadtmauer wurde wohl noch von Trabanten bewacht, aber schon längst verlegte sich der Schwerpunkt nach Norden, gegen die Leopoldstadt hauptsächlich in die Linie der Bruck-Gasse (Deák Ferenc-utca). Ein mächtiger Verkehr, wir müssen sogar voraussetzen, ein intensiverer und hauptsächlich lärmender als heute, wickelte sich auf der Landstraße (Váci-körút) und der Bruck-Gasse ab. Die Königs-Gasse war schon damals zu eng, zumal sie als einzige Verbindungsstraße zum Stadtwald in Betracht kam. Pest war eine Handelsstadt erster Güte, und die Jahrmärkte, vier an der Zahl, währten je 14 Tage. Der Umsatz wurde auf fünf bis sechs Millionen Gulden, der Wert der hierher gebrachten Ware auf 14 bis 17 Millionen Gulden geschätzt.

13 bis 14.000 Wagen passierten bei solchen Anlässen die Stadt. Die Zahl der Marktbefucher dürfte mehr als 20.000 gewesen sein

Also die Hälfte der normalen Bevölkerungszahl. Chronisten aus dieser Zeit erwähnen den großen Bedarf der Damen an Kämmen, da der Titustopf aus der Mode gekommen war, und man die Haare wieder wachsen ließ. Wir brauchen also gar nicht so stolz auf den „modernen Bubentopf“ zu sein. Inforparierte Kaufleute gab es nur 130. Und doch war die Zahl der Handelsleute, die sich da herumtrieben, Legion. Große bürgerliche Vermögen von Dauer haben sich damals gebildet. Am begehrtesten war ebenso wie jetzt, der Hausbesitz. Der Grundbesitz war überschuldet, ebenso wie jetzt. Die Getreidepreise sind nach den napoleonischen Kriegen gesunken. Fürst Esterházy's Güter waren mit zwei Millionen Pfund Sterling belastet. Die meisten Domänen der Aristokraten standen unter Sequester. Es lebte sich billig in Pest. Ein Pfund Rindfleisch war um 12 Kreuzer, Kalbfleisch um 24-30 Kreuzer, Schweinefleisch um 18-24 Kreuzer erhältlich. Ein Paar Gähner kosteten 36 Kreuzer. Wohnungen und Geschäftslokale waren teuer. In der Inneren Stadt gab es Geschäftslokale bis zu 3000 Gulden. Ein zwei-dreistöckiges Haus brachte 10 bis 15.000 Gulden im Jahr.

Daß man gut lebte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß Pest 800 Wein- und Bierhäuser hatte. In Wien gab es zur gleichen Zeit nur 500. Rasthäuser gab es in Pest 26. In der Festung selbst waren vier Rasthäuser, wo jetzt kein einziges existiert. Ein Hotelzimmer war um 2 bis 3 Gulden, zur Jahrmärtszeit um 4-5 Gulden zu haben. Sieben Bildhauer, darunter Dunaisky, bekamen reichliche Aufträge. Unter den Künstlern wird auch Gschwindt aufgezählt, der eine Tabakschneidemaschine erfunden hat. Mit dieser konnte man täglich 20-30 Meterzentner Tabak verarbeiten. Die Lotterie blühte zur größten Freude des Herzogs. In Pest allein konnte man bei acht kaiser-königlichen Kollektoren ge-

träumte Nummern setzen. Im Jahr gab es nicht weniger als 30 Ziehungen.

Die Interessen der berühmten ungarischen Bierdeuzucht wurden durch das „L. Mezöhegyesi Militärgestüt und Remontierungs-, auch Pesther Beschell-Posto-Kommando“ wahrgenommen. 134 Fiaker waren im alten Pest. Um einen Gulden konnte man aus der Inneren Stadt bis in den Stadtwald fahren. Von Arbeitergewerkschaft war natürlich noch keine Rede. Die Meister waren in Zünfte organisiert, die streng auf den Numerus clausus achteten. Der Geselle war eine Art von Familienmitglied, konnte aber nur Meister werden, wenn er die Tochter

oder die Witwe des Meisters heiratete. Ein wichtiger Beruf scheint aber der der Holzhafer gewesen zu sein, denn diese hatten eine eigene Rasse und verfügten über eine eigene Herberge mit Tanzsaal in Ofen.

Ueber die moralischen Verhältnisse sei erwähnt, daß in Ofen jährlich ungefähr 100 uneheliche Kinder zur Welt kamen. Diese wurden zum größten Teil von Pestern hinübergeschmuggelt. Dieser Kurs hat sich bedeutend geändert. Jetzt kommen die unehelichen Ofener Kinder in Pest zur Welt. Aber auch sonst hat sich manches geändert, bis aus Altosen-Ofen-Pest — Bugapest wurde.

Béla Berk.

Die Stadt der weißen Glut

Von Ida Sottomano

Vor zwanzig Jahren war Sao Paulo in Brasilien noch ein kleines Nest von wenigen tausend Einwohnern. Dort erheben sich jetzt Wolkenkratzer. Wo ehemals Matabäume am winzigen Flüßchen standen, säheien „Fernet“ und „Chevrolet“ ihre Lichtreklamen hinaus und überspannt der gewaltige Viadukt do Chá das zum eleganten Park umgewandelte Tälchen der Teehaine, während der Lärm der Millionenstadt wie fernes Brausen herüberbringt zum Denkmal des größten nationalen Musikers. Hier sitze ich unter schattigen Palmen und lasse meine Blicke blenden von der Lichtflut, die vom Scheinwerfer des riesigen, in griechischem Stil erbauten Gebäudes der amerikanischen Licht- u. Kraftgesellschaft über die Stadt geworfen wird. Ich hefte meine Augen auf das große Theater, auf das elegante Esplanade-Hotel, auf die Hochhäuser der Martinnelli, Gamba und Matarazzo, die vor Jahren als blutarme barsüßige Italienerhübschen einwanderten und es mit der Fähigkeit und Schlaueit ihrer Rasse bis zu Großindustriellen mit mächtigen Reichtum und Grafentiteln brachten. Wie mag diese Stadt Sao Paulo dem eben Eingewanderten verführerisch und lodend erscheinen, voll der Möglichkeiten zu einem bequemen und behaglichen Leben, wenn nur ein wenig Glück mithilft! Haben nicht fast alle jene Willenbesitzer auf der feurigen Avenida Paulista klein angefangen, wanderten nicht unzählige von ihnen arm und unbeachtet ein, die jetzt Kaffeepflanzungen, groß wie Provinzen, haben, schöne Weiber und Diamanten wie die Hafelnüsse?

Ein Gedanke, ein einziger, beherrscht alle die, die den Fuß zum ersten Mal auf den verheißungsvollen Boden der neuen Heimat setzen: Geld, Geld, so schnell wie möglich, und um jeden Preis! Jeder wird sofort angesteckt vom Fieber dieser Newyork am ähnlichsten Stadt des Kontinents. Jeder sucht sofort irgend etwas zu tun, zu handeln, zu kaufen oder zu verkaufen, ehe er noch sich eingewöhnt oder auch nur die Umgebung näher besehen hätte, — ein seltsamer Kontrast zur gleichmütigen „Bacienza“ der Brasilianer selbst. Die Straßen wimmeln von Menschen zu jeder Tageszeit, Läden und Post schließen nicht vor 10 Uhr abends, jedermann kann zu jeder Stunde auffuchen, es ist ein fortwährendes Klauen und Wogen, Sich-lösen und Sich-verschlingen. Wir leben in einem orientalischen Land. Jeder ist das, was er aus sich macht — keiner, was er war, ehe er hierher kam. Das ist das Bezaubernde, das Trunkenmachende an jener Stadt, daß hier die Vergangenheit nichts gilt, von der Zukunft keiner spricht, daß allein die Gegenwart gilt, das Leben selbst, das strahlende, schillernde, viel-farbige, lodende Leben!

Wir sind hier, und sind doch in aller Welt. Wir gehen in die luxuriösen Rinos der Nordamerikaner, wir kaufen unsere Stoffe bei braunen Arabern und Syrern, schlittkängige Söhne der Sonne ladierten unsere Möbel, Serben legen unsere Böden, neapolitanische Lazzaronihände bringen unsere

Schuhe zu ungeahntem Glanz, und litauische Gnadsöhne bewahren uns vor Verkehrsunfällen. Wir wählen die seltene Ananas-Mangofrukt beim weillen, bescheidenen Chinesen, wir streicheln den blauen Arara der Halbindianerin, während uns der portugiesische Weinhändler seinen Vino do Porto anpreist.

Aus den künstlichen Ziergärten der bald maurisch, bald barock, dann wieder bungalowartig erbauten Villen duften uns tropische Blumen betäubend bei der nächtlichen Heimkehr entgegen, aber unser Fuß stößt an Mitmenschen, die unter Büdenbögen und unter den barmherzigen tiefen Toren der Kirchen schlafen. Wir sehen von den Kaffeepflanzungen entlassene, nach tagelanger Bahnfahrt aus dem Innern hier angekommene Polaken- und Ruthenenfamilien auf den Plätzen der Hauptbahnhofs-halle obdach-, ziel- und hilflos sitzen, die Säuglinge an den schlaffen Brüsten der Mütter saugend, die Männer hoffnungslos oder gefährlich irre starrend. Und die jungen Mädchen — ja, denen begognen wir wieder in der Dämmerung, wenn in gewissen Straßen die jungen Männer zu flanierten beginnen, die Halsen sich öffnen und gedämpfte Musik heraus dringt — —

Dort sehen wir sie, wüst geschminkte Weiber, schmutzbehangt, entblößt, schamlose Worte zischelnd. Frauen aller Rassen in unzähligen Straßen bieten sich dort feil, Negerrinnen zu spottbilligen Preis, Indianerinnen, Mischlinge, freche, routinierte Balkanmädchen, fette Levantinerinnen, zurückhaltende Japanerinnen und raffiniert aufgemachte, teure Französinen. Das lockt und girt in allen Sprachen der alten und neuen Welt zu den zigarettenrauchenden auf der Straße ungeniert promemierenden Männern herab, ein Vabel der Schamlosigkeit und Einnulst, von allen Kontinenten angeschwemmtes Straudgut des Lebens!

Und dann kommen die Feiertage mit den pompösen Prozessionen der Jesuiten; es kommen an diesen Tagen die Auszügigen aus der Provinz, schauder-volle Gestalten mit zerfressenen Gliedern und Gesichtern, sie ziehen zur kleinen Kirche der Penha, wo sie mit den mickrigen Stimmen die wunder-tätige Madonna um Heilung ankreischen.

Es kommt der Karneval, die hemmungsloseste Neukerung der Lebensfreude der südlichen Völker, mit feinem ohrenbetäubenden Kadav, feinem Pomp und überschäumenden Leben. In unendlichem Zuge fährt Aristokratie und Reichtum in geschmückten Autos durch die Straßen, schöne Menschen in phantastischen Gewändern werfen Aushände und Süßigkeiten den Zuschauern zu, die sich in undurchdringlichen Reihen aufgestellt haben, und ihrerseits mit größtmöglichem Gesten- und Lungenaufwand ihrer Bewunderung Ausdruck verleihen.

Weiß, strahlende Stadt! Wie du diesen grausam zerstört und jenem alles gewährst, hältst du dennoch alles gebannt, weil du sie das Leben lehrtest, das konzentrierteste, ungehemmte, stark-strömende Leben!